



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Kollegen in Intschede

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Kollegen in Intschede



uf einer kleinen Reise, die ich im vorigen Sommer machte, kam ich auch nach Intschede, einem kleinen Städtchen in entlegener Gegend, dessen Bewohner sich meist von der Befriedigung der Bedürfnisse der umwohnenden Ackerbauer nähren und zum Teil selbst Landwirtschaft betreiben. In Intschede war ein Jugendfreund von mir als Oberlehrer am Gymnasium angestellt, das in der Stadt seit alters besteht und sich trotz der Ungunst der Zeiten erhalten hat. Es verstand sich von selbst, daß ich, meinen Freund aufzusuchen, in Intschede für ein paar Tage Station machte.

Als ich vom Bahnhofe her der in die Stadt führenden Allee nachging, fragte ich ein paar des Weges kommende Schüler in bunten, etwas hinter der auf Universitäten dekretirten Mode zurückgebliebenen Mützen, ob sie mir nicht sagen könnten, wo der Herr Oberlehrer Wahlmann wohne. „Herr Dr. Wahlmann wohnt gleich in der Nähe auf der Kurzen Straße, in dem Hause mit der Steintreppe vor der Thür,“ war die bereitwilligst gegebne und bald noch durch einige Zusätze ergänzte Antwort der jungen Griechen und Römer. Ich fand mich leicht zurecht, und gerade, als ich vor dem treffend bezeichneten Hause stand, trat mein Freund, der Oberlehrer Dr. Wahlmann, aus der Hausthür, um sich, wie er erklärte, nach der „Schönen Aussicht“ zu begeben, wo den Nachmittag von den Kollegen gekegelt werden sollte. Ich mußte gleich, da ich auf jede nach einer Reise vielleicht wünschenswerte Bequemlichkeit verzichtete, mit hinaus und verlebte diesen Nachmittag in der angenehmsten Weise, wenn auch ganz anders, als ich mir gedacht hatte. Wenn ich mir überhaupt Rücksicht gegeben hatte über meine Absichten, so waren es höchstens die gewesen, mich einige Zeit in lässiger Erholung, traulichem Austausch gemeinsamer Erinnerungen und neuer Erlebnisse gehen zu lassen. Statt dessen wurde ich in einen Kreis liebenswürdiger Menschen eingeführt, deren abgeschlossenes Leben mich fast für einen halben Monat so anzog, daß ich alle weiteren Reisepläne aufgab.

Da auch ich einiges gelernt habe, konnte ich mich in der gelehrten Gesellschaft, in die ich mitgenommen wurde, vorübergehend behaupten und auch hier und da Red und Antwort stehen. Als wir auf der „Schönen Aussicht“

ankamen, fand ich keine Gelegenheit, das Treffende der Namenswahl einzusehen, da ich sofort in einen Garten geführt wurde, an dessen einer Längsseite eine halboffene Kegelbahn angelegt war. In dem kleinen Pavillon am Kopfe der Bahn waren etwa ein Duzend Herren versammelt, mit denen ich bekannt gemacht wurde. Die Empfangszeremonien waren nicht sehr umständlich, da mit meines Freundes Mahlmanns Ankunft sofort zur Wahl der in zwei Parteien sich scheidenden Keger geschritten wurde. Ich erkannte schon bei dieser Gelegenheit, daß Mahlmann unter seinen Freunden in allen weltlichen Dingen eine Art *maitre de plaisir* war. Ich will gleich hier bemerken, daß es mehr an seiner entschlossenen Art in wirtschaftlichen Fragen lag: an der Sicherheit einem wenig selbstlosen Wirt gegenüber, an der Fähigkeit, ein umständliches Rundreisebillet spielend zusammenzustellen, an dem vorteilhaften Ankauf von hundert Pfund Schlachtwurst für den Sommerbedarf eines halben Lehrerkollegiums, kurz an der Überlegenheit in allen Lebenslagen, wenn er eine autoritative Stellung unter seinen Fachgenossen einnahm. Auf der Kegelbahn war er ganz in seinem Element. Obwohl er bei dem sogenannten Wahlkegeln, wie sich für seine Kollegen von selbst verstand, Häuptling der ersten Partei wurde und daher immer die erste Wahl hatte, suchte er doch seine Leute so aus, daß auch auf die Gegenpartei einige gefährliche Matadore kamen, um dem Spiele durch annäherndes Gleichgewicht mehr Reiz zu geben. Während des Kegeln wurde anfangs Kaffee, nachher Bier getrunken und gevespert. Die Unterhaltung unter den Kollegen konnte der fortwährenden Unterbrechungen wegen nicht eingehend werden. Sie kam über Begutachtung einzelner Würfe, Auslegung strittiger Spielregeln und gewisse stehende Witze und Anspielungen, die ich als Eindringling nicht verstehen konnte, nicht hinaus. Eine fröhliche Stimmung war vorherrschend, die um so begreiflicher war, als dem Sonnabend ein Sonntag folgen mußte und sich dem vergnügten Nachmittag eine längere Sitzung im „Lezten Heller,“ dem Hauptquartier der Kollegen in der Stadt, anschließen sollte. Mahlmann hatte mir das Programm schon unterwegs dargelegt, auch mitgeteilt, daß für den Abend friische Kartoffeln und neue Matjesheringe zu erwarten stünden, und daß am Sonntag Nachmittag ein Ausflug mit Damen nach der zwei Stunden entfernten Wasserburg unternommen werden sollte, wenn das Wetter gut bliebe.

Unter den Kollegen, von denen auch die ältern Herren, zum Teil neubackne Professoren, eifrigst an dem Spiele teilnahmen, fiel mir zunächst ein Dr. Schmidlein auf, dem die meisten Kugeln unterwegs verunglückten, und der deshalb dem Kampfe der Parteien nur bedingte Aufmerksamkeit schenkte. So kam es, daß er sich, diesen Nachmittag wenigstens, am meisten mir widmete, der ich auch kein großer Keger bin und deshalb in dieser durch eine lange Gewohnheit fest eingespielten Gesellschaft nur eine höfliche Aufmerksamkeit erregte. Dr. Schmidlein setzte sich zu mir und blieb auch, während die andern keine

festen Plätze hatten, mein Nachbar. Er teilte mir manche interessante Einzelheit über die Intscheder Verhältnisse mit, unter andern die, daß er sich hier nicht am rechten Plage fühle und das Leben in einer Großstadt vorziehe. Er hoffe bald eine Versetzung zu erreichen, da er einen einflußreichen Onkel habe, der manches für ihn thun könne. Er vermisse das Theater, die Konzerte, die Kunstausstellung, eine gebildete Gesellschaft. Die Interessen der Intscheder Gesellschaft seien kleinlich und begrenzt. Ein neuer Assessor auf dem Landratsamte oder eine neue Pensionärin des Herrn Superintendenten vermöchten schon eine ernsthafte Neugier zu erregen. Und dabei hätten diese Menschen von der neuesten Litteratur keine Ahnung; er glaube, daß sich, abgesehen von seinem Besitze an Büchern, nach Intschede noch kein Werk von Zola oder Sudermann verirrt habe. Ich sang dagegen das Lob der Kleinstädte, beglückwünschte die Intscheder zu ihrem Böttertum, wenn wenigstens die Unbekanntschaft mit dem jeweilig Allerneuesten darunter verstanden werden solle, und gebrauchte das schöne Bild von einem Filtrirapparat, der nur das Gediegne auf das Land kommen, das Trübe und den Schmutz oben, in den Großstädten lasse. Ich wußte wohl, daß das Bild schief und der Satz zu allgemein und daher unrichtig war, aber im Streite mit diesem mißvergnügten nobile, im Kampfe gegen das Großstadtwesen mit seinem Bildungsschwindel war es mir gerade recht. Ich konnte nun sehr schnell bemerken, daß Dr. Schmidlein zusehends kühler wurde und mich für einen beschränkten Kopf zu halten anfing, der, des Glückes der Großstadt theilhaftig, es nicht würdigen könne. Dennoch setzten wir unsre Unterhaltung fort.

Dr. Schmidlein war, glaube ich, ein sehr fleißiger und unterrichteter Mensch, aber das Ursprüngliche der Begabung fehlte ihm. Er hätte am liebsten alle Welt von den Tiefen seiner Seele überzeugt, aber da diese Welt ungläubig oder verständnislos war, zog er sich von ihr zurück und schwamm nun allein in jenen trüben Tiefen umher. Anstatt sich munter in der umgebenden kleinen Welt mit ihren leicht faßbaren Wirklichkeiten umzuthun und die lebendigen Verhältnisse auf sich wirken zu lassen, ohne sich in ihnen oder an sie zu verlieren, lenkte er ein in die vielbetretenen Wege der Verkannten und sehnte sich ohne Ende nach einer Welt voll Licht, Schönheit und Kunst, die es nicht giebt. Und wenn es sie gäbe, würde er in ihr doch nur ein bescheidenes Licht sein, da er im besten Falle über eine gewisse stimmungsvolle, fast weibliche Aneignung nicht hinauskomme. Seine vorwiegend ästhetische Betrachtungsweise ließ ihm immerhin soviel Weltfönn, daß er ganz genau Bescheid wußte, an welche Stellen er oder sein einflußreicher Onkel sich wenden mußte, um eine ersehnte Beförderung durchzudrücken. Er wußte auch, welcher Wind von oben her wehe, sodaß er nicht Gefahr lief, durch Äußerung anstößiger Meinungen sich und seinen Absichten zu schaden. Er gestand mir, allerdings erst am nächsten Tage, auf dem Wege nach der Wasserburg, daß er ein Epos aus der vater-

ländischen Geschichte in Arbeit habe, und erbot sich, mir die ersten zwei und einhalb Gesänge vorzulesen. Da ich nicht wieder drauf zurückkam, ist die Vorlesung unterblieben. Das Epos sollte „Vom Rhein zum Rhyn“ heißen, und sein Held war der Große Kurfürst.

Auf dem Heimwege, den wir gegen sieben Uhr antraten, gesellte sich der erste Mathematiker der Anstalt, ein Professor Wehage, zu mir. Er mußte meine Unterhaltung mit dem Dr. Schmidlein trotz seiner eifrigen Teilnahme am Regeln bemerkt haben, denn er kam gleich auf ihn zu sprechen, nicht ohne leise Ironie, doch äußerlich mit Achtung und Wohlwollen. Dr. Schmidlein, sagte er im Laufe der Unterhaltung, sollte so bald als möglich heiraten. Es giebt hier genug Töchter des Landes, die er glücklich machen könnte. Aber er spart sich für die Hauptstadt auf und lebt in steter Sorge, von irgend jemand verkannt zu werden. Es ist, als müßte er um Entschuldigung bitten, hier in Intschede angetroffen zu werden, zumal auf der Regelbahn. Aber er macht trotzdem alle unsre in seinen Augen untergeordnete Vergnügungen mit, und er verdirbt uns übrigen, die wir die Weihen der feinern Bildung nicht erhalten haben, nicht selten durch sein schweigendes Aburteilen die Stimmung. Das ist ja sein gutes Recht, nur sollte er öfter den Mund aufstun und mit der Sprache herauskommen. So könnte man sich wenigstens einmal ordentlich die Wahrheit sagen. Er ist auch ganz gern Seringe und frische Kartoffeln. Solche Leute thun immer, als lebten sie von Luft und Gelehrsamkeit, aber dabei erwischen sie immer die besten Stücke.

Der gesunde Sinn des Professors Wehage sagte mir zu, und ich fand sein Urteil über den Dr. Schmidlein nicht zu hart. Wir kamen auf andre Dinge zu sprechen, so auf die gesellschaftlichen Zustände Intschedes. Sie können sich denken, sagte der Professor unter anderm, daß wir hier in Intschede mehr Geltung haben als anderswo. Die Stadt ist stolz auf ihre alte Schule, und wir profitiren davon. Es sind nur wenige der Meinung, daß wir noch höher hinaus müßten. Der Landrat und die beiden Amtsgerichtsräte sind uns natürlich noch über, weil sie eine allen verständliche Macht vertreten, wobei es auf die besondere Persönlichkeit nicht so sehr ankommt. Bei uns dagegen entscheidet lediglich die einzelne Person, weil die Aufgaben und Leistungen eines wissenschaftlichen Lehrers nur von sehr wenigen richtig verstanden und beurteilt werden können. Die Titelfrage ist daher viel weniger wichtig als eine angemessene Besoldung. Bekommen wir die, wollen wir für die Achtung schon selbst sorgen. Der Offizier, der Richter und der Verwaltungsbeamte sind fast alles durch ihre Stellung; die Lehrer begeben sich ihres schönsten Vorrechts, wenn sie sich in ein Schema von Titulaturen einfügen lassen, das ihrem Wesen eigentlich fremd ist, sie haben da mehr gemeinsames mit den Ärzten und Anwälten, bei denen der Sanitäts- und Justizrat lediglich Altersprämie ist, oder mit Künstlern und reinen Gelehrten, bei denen die

Rangklasse doch selten nur Ziel des Ehrgeizes sein wird. Doch Ihr Freund Wahlmann denkt anders über die Sache; und vielleicht hat er unter den heutigen Verhältnissen Recht, wo man bei der zunehmenden Herrschaft des Geldes zusehen muß, wenigstens in einer Kaste Unterschluß zu finden. Ich glaube es aber nicht.

Der Mann gefiel mir immer besser, und ich hätte diese Unterhaltung gern fortgesetzt, wenn wir nicht inzwischen in der Stadt angekommen wären und in den „Letzten Heller“ hätten eintreten müssen. Mein Freund Wahlmann war schon im besten Zuge, die Anordnungen für das gemeinsame Mahl zu treffen. Er bewog die Wirtin, eine freundliche, fette Frau, mit der er wegen ihrer Taubheit auch über wirtschaftliche Fragen in einer allen verständlichen Tonart verhandeln mußte, mir zu Ehren ein Faß Bairisches anstechen zu lassen, und wußte die Bedenken der Frau hinsichtlich der Möglichkeit, das Faß zu leeren, niederzuschlagen. Er taxirte die Stimmung und die davon abhängige Leistungsfähigkeit, wie sich nachher herausstellte, ganz richtig. Er hatte für eine prächtige Tischordnung gesorgt. Im Hinblick auf das Faß hatte er je einen verheirateten Herrn, so weit der Vorrat reichte, neben einen noch ledigen gesetzt, um so zu verhindern, daß die solide Richtung durch eine geschlossene Gruppe mit geheimen Verabredungen wegen des Nachhausegehens zu früh die Oberhand gewänne. Mich hatte er neben den Professor Volquardsen und einen Herrn gesetzt, der auf der „Schönen Aussicht“ nicht mit zugegen gewesen war und den wir daher erst im „Letzten Heller“ vorfanden, wo er aus einer alten Meerschaumpfeife mächtige Rauchwolken vor sich hinpassend die Zeitung las. Es war dies ein Hauptmann a. D. Zedelius, der seine Pension in Intschede verzehrte und die Umgegend nach Spuren aus der Römerzeit untersuchte. Er war, wie er mir während des Abschälens der Kartoffeln, die übrigens vortrefflich geraten waren, auseinandersetzte, der festen Überzeugung, daß die Römer unter dem Kaiser Augustus bis in diese Gegend vorgedrungen wären. Zweifellos bezögen sich die einschlägigen Schilderungen des Tacitus auf keine andre Gegend als auf die von Intschede. Alle Einwendungen meines andern Nachbarn, des Professors Volquardsen, wurden abgelehnt. Da ich mich hütete, ein Gespräch, dessen Gegenstand gewiß schon häufig von den beiden Gegnern erörtert worden war, durch meine wenig begründeten Ansichten zu unterbrechen, mußte ich es mir schon gefallen lassen, daß über meinen Teller weg eine aufregende Debatte geführt wurde mit der ganzen Reizbarkeit eines alten Schulmannes und eines noch ältern Kriegsmannes. Als mir nun mein Freund Wahlmann, während ich ziemlich hilflos darsaß, über den Tisch „Zum Wohl, alter Junge!“ zurief, durchschaute ich die ganze Tücke des Tischordners und fing an, unbekümmert um die römischen Standquartiere, zu essen, was so reichlich und lecker geboten war.

Ich sollte nicht den ganzen Abend an einem so ungünstigen Platze aus-

zuhalten verurteilt sein. Denn als man noch Butterbrot und Käse gegessen hatte und die Cigarren in Brand gesetzt waren, kam das Gespräch wie von ungefähr auf die Karten; und es dauerte nicht lange, so hatte sich eine Partie zusammengefunden. Mein Hauptmann, der Professor Wehage, der mir beim Geseignete-Mahlzeit-Wünschen sein Beileid ausdrückte, ein Oberlehrer Maibohm und der Kandidat Ohnesorge machten ein Spielchen. Wir übrigen rückten zusammen. In unsrer Ecke, die durch ein halbkreisförmiges schwarzes Ledersofa ausgefüllt und von einer altmodischen, aber sehr hell brennenden Lampe mit grünem Schirm beleuchtet wurde, war es urgemütlich, und es wäre Schuld jedes einzelnen gewesen, der sich nicht amüsirt hätte. Ich war in der glücklichen Stimmung, auf ein paar noch nicht bekannte Anekdoten zu kommen, die einschlugen, und wenn ich nachmittags beim Regeln ziemlich unbeachtet geblieben war, so tauten die Herzen mir gegenüber jetzt auf. Es fand sich, daß einer der Herren, ein Oberlehrer Wagner, mit mir zu gleicher Zeit in Marburg studirt hatte. Nun waren Anknüpfungspunkte genug gegeben. Jeder brachte eine akademische Erinnerung. Als wir immer fröhlicher wurden und zuletzt anfangen, ein altes Lied zu singen, litt es die Kartenspieler nicht länger an ihrem Sondertisch. Sie brachen ihr Spiel ab und rückten wieder zu uns. Der Hauptmann erzählte von Schleswig-Holstein, von Bau und Fridericia, und der Kandidat Ohnesorge, der den ersten Geschichtsunterricht erteilte, konnte hinzufügen, daß er rückwärts schreitend gerade hierbei angekommen sei und die eben gehörten Schilderungen verwerten würde. Es entspann sich nun eine lebhafte Debatte über die Methoden des Geschichtsunterrichts, in deren Verlaufe sich der Hauptmann anfangs entschieden für die rückwärts schreitende Weise aussprach, bis er mit Benützung seiner Leidenschaft für die Römerkriege auf andre Gedanken gebracht wurde. Professor Wehage, der sich trotz seiner mathematischen Fächer als unbedingten Vertreter des Klassizismus zu erkennen gab, brachte ihn so in die Enge, daß er schließlich erklärte, von der ganzen Geschichte nichts zu verstehen, und daß Seine Majestät ihn, Gott sei Dank, nicht zum Kultusminister eingesetzt habe. Diese ganz zufällige Bemerkung griff der Oberlehrer Wagner auf und erhob sich zu einem Trinkspruch auf den Hauptmann. Er führte etwa aus, daß der Hauptmann Zedelius bei seiner urdeutschen Gesinnung noch gar kein so schlechter Kultusminister sein würde. Altes mit Neuem verknüpfend würde er dafür zu sorgen suchen, daß ein echt deutsches Geschlecht heranwachse, und würde der deutschen Jugend schöne Aufgaben stellen, sie zu starken innern und äußern Koloniatoren erziehen lassen. Die Kraft der Deutschen aus jenen frühen Tagen ihrer Geschichte, denen der Hauptmann einmal sein Herz geschenkt habe, müsse wieder aufleben und sich bewähren, nun aber in Einigkeit der Stämme, gegen eine Welt von Feinden, besonders gegen die anschwellende Macht der Slawen. Der Redner schloß mit einem Hoch auf den Hauptmann als deutschen Kriegs-

mann. Der ursprüngliche Scherz hatte sich bei ihm in Ernst verkehrt, und offenbar war er in einen Lieblingsgedankengang gekommen, der den Zuhörern schon bekannt und nicht recht behaglich war. Man trank auf den Hauptmann und gefiel sich darin, sich ihn weiter als Kultusminister vorzustellen. Der Kandidat Dhnesorge bat, ihm eine Hilfslehrerstelle, aber eine ganze, auszuwerfen, mein Freund Mahlmann, für die Direktoren und das älteste Drittel aller Oberlehrer den Rat vierter Klasse zu erwirken. Professor Behage ersuchte, eine neue Atwoodsche Fallmaschine für die physikalische Sammlung von Jntschede genehmigen zu wollen, und empfahl den Dr. Schmidlein für eine Berufung als vortragenden Rat ins Kultusministerium. Oberlehrer Maibohm bat, den Turnspielen noch mehr Gunst zu schenken und den Zeichenunterricht zu fördern. Der Hauptmann, der auf alle diese Späße mit Humor einging, erklärte, daß er vor allem im Falle seiner Berufung eine ausgiebige Summe für umfassende Ausgrabungen bei Jntschede anweisen und die Jntscheder Kollegen sämtlich zu Gehilfen bei den Forschungsarbeiten bestellen werde. In diesem Sinne trank er auf das Wohl aller Kollegen und wünschte uns dann eine gute Nacht. Die ältern Herren folgten seinem Beispiele; wir jüngern blieben noch eine Weile zusammen. Doch wie es nach dem Ausbruch eines Teiles der Gesellschaft zu gehen pflegt, die Stimmung ließ sich schwer wieder finden. Man besprach die Aussichten für den angefertigten Ausflug nach der Wasserburg und versprach mir besondere Genüsse. Der Oberlehrer Wagner war still geworden; ich nahm mir vor, ihn am andern Tage besonders zu erforschen, da mich seine Gedanken und seine Art sehr für ihn eingenommen hatten.

Endlich brachen wir auf — wann, will ich im Interesse des guten Rufes der Jntscheder Kollegen nicht verraten. Als wir in der Behausung des Dr. Mahlmann, bei dem ich unter allen Umständen übernachten sollte, angelangt waren, brachten wir den Tag bei einer Tasse selbstgebrauten Kaffees und einer guten Cigarre zum Abschluß. Von einer Festsetzung meiner Abreise wollte mein Freund nichts wissen; er stellte mir für den Montag eine Tagung des pädagogischen Kränzchens in Aussicht, die ich keinesfalls versäumen dürfe, da wichtige und auch für einen Nichtfachmann und Großstädter lehrreiche Gegenstände zur Verhandlung kommen würden. Ich sagte: Ihr seid hier die Lustigen von Weimar und habt Genüsse, von denen sich unser einer gar nichts träumen läßt. — Es geht nicht immer so, antwortete mein Freund, auch wir kennen den Ernst des Lebens, man muß sich nur nicht unterkriegen lassen.

In strahlender Schönheit brach der für den Ausflug nach der Wasserburg angefertigte Sonntag an. Da ich fürchtete, von Freund Mahlmann zu bald wieder für irgend eine Vormittagsveranstaltung in Beschlag genommen zu werden, nahm ich es mit der schuldigen Rücksicht nicht so genau und entfloß beizeiten. Ich schlenderte zunächst durch die Straßen der kleinen Stadt.

Die Leute gingen in die Kirche. Ich zog es vor, in der duftigen Frühe und der feierlichen Stille vors Thor zu gehen. Eine unbeschreibliche Wehmut lag über dieser Gegend mit ihren weiten verschwimmenden Fernsichten ausgebreitet. Überall am Horizonte Wald, dazwischen einsame Gehöfte gestreut, einzelne Baumgruppen auf den Wiesen und Feldern. Ein träger Wasserlauf schlängelte sich ab und zu aufbliegend durch die Flur. Von Hecken eingefasste Wege führten durch die Feldmark, Kühe, hie und da auch Pferde weideten auf den Wiesen. Vor dem Orte lag ein verlassener Kirchhof mit einem hohen Turm, dem einzigen Rest einer verschwundenen Kirche. Ich ging durch die Gräberreihen und versuchte die verbliebenen Inschriften auf schiefen Kreuzen und halbversunkenen Steinen zu entziffern. Vergessene Geschlechter! Auch die jetzigen Bürger und auch die Kollegen von Intschede werden einst so vernachlässigt in ihren Gräbern ruhen, nicht anders als in den Großstädten, die Hunderttausende in dunkler Namenlosigkeit verschlingen.

Doch der Tag war nicht dazu da, düstern Betrachtungen über die Vergänglichkeit nachzuhängen, ich ging wieder auf den Heckenweg. Als ich hinaustrat, kam der Kandidat Ohnesorge daher. Wir begrüßten uns, und er forderte mich auf, mich ihm auf seinem Wege nach dem nächsten Dorfe anzuschließen. Er wollte dort eine Satte saurer Milch essen, was er für ein unfehlbares Mittel gegen jede Verstimmung des Magens ausgab. Ich hatte nichts dagegen, und so war ich nun doch wieder auf dem Wege ins Wirtshaus. Der Kandidat eiferte gegen die Philologie als die schlechteste Nährerin. Ich gab ihm darin vorläufig Recht und fragte, warum er nicht die lange Wartezeit dazu benutze, sich im Auslande umzuthun, wenn er auch klassischer Philologe sei. Sie haben wohl Recht, meinte er, doch eine alte Mutter und der Wunsch, mich nicht aus Augen und Sinn zu bringen, halten mich davon zurück. Wer weiß aber, ob ich nicht doch noch einmal fremd werde! Auf seine Klagen zurückkommend suchte ich ihm vorzustellen, daß sich doch derartige Zeiten langsamen Vorwärtstommens in jedem Berufe wiederholten. Ich erinnerte an die üble Lage, die Theologen und Juristen vormals hätten durchmachen müssen, und die lebhaft an heutige Zustände erinnere. Den Theologen habe das erzwungne Hauslehrertum nicht geschadet. Allzufrühes Sichfestsetzen verengere den Horizont und habe auch sonst Schattenseiten. Das Leben in vornehmen oder reichen Häusern, in ungewohnter Umgebung, womöglich im Auslande, habe der ältern Generation eine größere innere Freiheit gegeben und eine Reise der Bildung, die jetzt auszusterben drohe und mit der öden Art, die Dinge anzusehen, sich nicht befreunden könne. Der Kandidat gab mir wohl Recht, aber ich glaube nicht, daß er jemals von meinen Ratsschlägen Gebrauch machen wird. Man hat auch gut reden einem Manne gegenüber, der, vielleicht in Dürftigkeit und unter Entbehrungen aufgewachsen, sich endlich nach dem Ziele einer traurigen Jugend sehnt, der Anstellung, dem Amte. Vielleicht

sißt irgendwo eine erwartungsvolle Braut, der er sich, zu früh für seine Verhältnisse, verpflichtet hat, und die ihn nun drängt, sich vorzeitig in den Kreis allzu bescheidner Hoffnungen einzuspinnen.

Auf diese Vermutung einer noch geheim gehaltenen Verlobung kam ich eigentlich erst am Nachmittage, wo ich den Kandidaten dem fröhlichen Kreis der jungen Mädchen merkwürdig scheu aus dem Wege gehen sah. Am Tage vorher hatte er sich von der gemüthlichen Seite gezeigt, wie denn die meisten jungen Männer auf der gewohnten Metbank ganz anders aus sich herauszugehen pflegen, als in der Gesellschaft der Frauen, deren Art ihnen einen gewissen Zwang auferlegt, wenigstens wo diese nicht selbst einen burschikosen Ton anzuschlagen angefangen haben, um die Männerwelt nicht vollends zu verschrecken. In der Gesellschaft verwandelt sich die anspruchsvolle Sicherheit des Stammtischlers nicht selten in unbehilfliche Steinpöttigkeit, die nur zu gern den Schein gelangweilter Überlegenheit annimmt. Mein Freund Wahlmann, der doch gewiß in der Schenke kein Spielverderber war, traf auch den Frauen gegenüber den echten Ton, obgleich ihn vielleicht seine urwüchsige, gütige Art außer Wettbewerb setzte und ihn als einen Mann erscheinen ließ, dem der Gedanke, gefallen zu wollen, gar nicht kommt. Darüber faßte ich aber doch eine andre Meinung. Der Nachmittag zeigte mir überhaupt die Kollegen von einer andern Seite, von der sie kennen zu lernen sich tags zuvor keine Gelegenheit gefunden hatte.

Nachdem wir frühzeitig im „Letzten Heller“ zu Mittag gegessen hatten, wozu sich — etwas später — noch andre Herren der Intscheder upper tens einfanden, gingen wir hinaus vor das Neue Thor, wo schon ein bekränzter Leiterwagen derer harrte, die sich der Anstrengung des Marsches nicht mehr gewachsen fühlten oder sonst Gründe hatten, einen Sitz auf dem Gefährt vorzuziehen. Eine Gruppe Pünktlicher fand sich schnell zusammen, und ich wurde allmählich mit allen Ankömmlingen, soweit ich sie noch nicht gesehen hatte, bekannt gemacht. Auf die Teilnahme des Direktors der Anstalt, eines Dr. Rothnagel, schien nicht gerechnet zu werden. Ich hörte bald, daß er unverheiratet und überdies zu einer Direktorenversammlung der Provinz gereist sei, wo er die Berichterstattung über ein neues vereinfachtes statistisches Formular übernommen habe. Ich habe ihn vor meiner Abreise noch flüchtig kennen gelernt und einen nicht uninteressanten Mann in ihm gefunden, der vielfach über die Horazlektüre auf der Schule nachgedacht und auch einiges darüber hatte drucken lassen. Eine der Damen hörte ich gelegentlich auf ihn angewandt äußern, daß in jedem guten Beamten, den der König bekomme, ein Weib einen guten Ehemann verliere.

Diese Dame war die Professorin Wehage, die unter den Wartenden die erste gewesen war, in Begleitung einer Tochter und zweier Pensionärinnen des Superintendenten. Diese hatte sie für den Nachmittag unter ihre Flügel ge-

nommen, da die geistlichen Pensionseltern des Sonntags wegen nicht gern an dem Ausflug teilnahmen, obwohl es ihnen schwerlich jemand verdacht hätte, wenn sie es gethan hätten. Herr Professor Volquardsen erschien mit einer sehr ansehnlichen Frau und drei Töchtern, die sich sogleich auf die andern jungen Mädchen stürzten und ein Geflüster und Gelache einleiteten, das, da man einen vernünftigen Grund weder für die Heimlichkeit noch die Ausgelassenheit erkennen konnte, nicht sehr anziehend wirkte. Überdies waren die Volquardsenschen Töchter über die allererste Jugend hinaus und darum nicht mehr so recht entschuldigt.

Herrn Oberlehrer Maibohms Gattin war eine nette blonde Frau, die ganz von ihrem Manne eingenommen war und ihn den ganzen Tag nicht aus den Augen ließ. Sie kannte alle seine Schüler mit Namen, ihre Charaktereigenschaften und Hauptschwächen; sie liebte, wie ihr Mann, besonders die guten Turner unter ihnen und verzieh diesen auch wohl ihr Zurückbleiben in Griechischen oder in der Mathematik.

Allmählich hatte sich ein ganz stattliches Häuflein zusammengefunden, mit Anteil von den in den Thüren stehenden oder aus den Fenstern schauenden Intscheder Mitbürgern, Frauen, Mädchen und Kindern betrachtet. Es begann nun ein Hin- und Herüberlegen, wer mitfahren, wer sich den Fußgängern anschließen wollte oder sollte. Für sechzehn Personen bot allenfalls der Wagen Platz. Da der Weg, gut gerechnet, höchstens zwei und eine halbe Stunde erforderte, so konnte auch den rüstigen unter den verheirateten Damen der Gang zugemutet werden; denn die eine oder andre mußte sich schon dazu verstehen, da für die junge Welt dem Herkommen zuliebe einiges weibliche Aufsichtspersonal gestellt werden mußte. Der Wagen fuhr, besetzt mit etwa zehn Damen und ältern Herren, unter Tücherwehen und allerlei Scherzrufen ab. Nun brach auch die übrige Gesellschaft auf, um auf einem nähern Wege, zunächst durch die Wiesen, die Wasserburg zu erreichen. Bald nahm auf sandigen Höhen sich hinziehender Fichtenbestand, die Intscheder Schweiz genannt, die Wanderer auf. Ein durch Alpenfernsichten verwöhntes Auge hätte schwerlich die Reize der Gegend herausgefunden, und doch war die schwermütige Landschaft für ein sinniges Gemüt von eigenartigem Zauber. Der Doktor Kornacker, seines Zeichens Oberlehrer und Leutnant der Reserve, faßte sie unter strategischen Gesichtspunkten auf und entwickelte an diesem „Gelände“ taktische Grundsätze, die ihm vielleicht den Beifall seines Obersten eingetragen hätten, wie er sich durch dieselbe Gegend schon den Kennern empfohlen hatte in einem Osterprogramm, das die Exkursionsflora des königlichen Kreises Intschede behandelte. Er galt überhaupt als Programmattist der Anstalt; hatte er doch außerdem schon einen Katalog der Lehrmittel des Gymnasiums und die Theorie irgend einer Tangentenfunktion den Osterberichten beilegen können.

(Schluß folgt)